

Kritik in Kürze

Neue Sachbücher

Smarte Unterhosen

Welche Rolle spielt die 1857 patentierte Spitznadel-Wirkmaschine des Amerikaners Isaac W. Lamb in unserem täglichen Leben? Eine größere als man denkt, denn sie ist eine jener bahnbrechenden Erfindungen, mit denen es möglich wurde, das Stricken und Wirken von Stoffen maschinell zu betreiben. Was wir heute als Unterwäsche auf dem Leib tragen, hat eine staunenswerte technische Entwicklung hinter sich; was daraus in den Kulturwissenschaften als Forschungsgegenstand wurde, ist mindestens so überraschend. In einer Reihe, die sich der Kulturgeschichte der Technik verschrieben hat, untersucht die Autorin anhand von führenden Textilfabrikanten der Schweiz das Universum der Trikotkleidung. Das technisch innovative Nachbarland ist dabei gut gewählt, die Aura seiner Markenprodukte strahlt seit langem global aus, nicht erst seit Hollywood-Schauspieler sonder Zahl sich in Schweizer Produkten zeigen. Sich wandelnde Körperkultur, Marketingstrategien, Geschlechterkonstruktionen: Jede Sport-, Fitness- oder Wellnesswelle bringt neue Anforderungen an Material und „Philosophie“ mit sich. An die Dominanz der zweiten Haut, die einst schamvoll den Blicken entzogen wurde, in der gegenwärtigen Werbesprache haben wir uns gewöhnt. Was früher Korsett und Stützwäsche, Schlüpfer und Slip waren, erfährt nun im Prozess der Perfektionierung der Passform geradezu radikale Umwertungen. Die Schnittstelle zwischen Mensch und Umwelt wird demnächst zu einem tragbaren Computermutieren. Es droht die „smarte Unterhose“, die Biodaten überwacht. (Monika Burri: „Bodywear“. Geschichte der Trikotkleidung 1850 bis 2000. Chronos Verlag, Zürich 2012. 430 S., br., 47,50 €.) hhm

Lockende Holzwege

Wissenschaftler haben herausgefunden, dass Kängurus umweltfreundlicher sind als Kühe und Schafe. Während letztere mit ihrer Methanemission derzeit fast ein Zehntel des Gesamtausstoßes an Treibhausgasen beisteuern, verdauen erstere ihr Futter emissionsfrei. Deshalb sollen nun Darmbakterien von Kängurus im Verdauungstrakt von Milchkuhen angesiedelt werden. Sollte das Experiment gelingen, wäre das eine Sensation. Sollte es scheitern, wäre das auch prima, denn dann sähe man, woran es hapert. So zumindest argumentiert der Wirtschaftsjournalist Tim Harford, dessen neues Buch eine Apologie des Fehlschlags ist. Seine These: Probleme lassen sich nicht durch Patentlösungen beheben, sondern indem man sich ihnen ausprobierend nähert. Ideales Vorbild seien dabei die in der Evolution wirksamen Mechanismen der Variation und Selektion, des Versuchs und des Holzwegs. Harfords Belege hierfür fallen recht verschiedenartig aus: Er führt an, dass der Einsatz der amerikanischen Armee im Irak erst ab dem Moment erfolgreich verlaufen sei, als hierarchische Strukturen zugunsten eines dezentralisierten Vorgehens aufgegeben wurden, oder dass in Game-Shows jene Kandidaten, die sich ihre Fehler eingestehen, die höchste Gewinnchance hätten. Allerdings sei eine unbeschwerte Haltung gegenüber Niederlagen überall dort tabu, wo der Kollaps eng gekoppelter Systeme katastrophale Dominoeffekte nach sich zöge. Das gilt beispielsweise für Atomkraftwerke und das Bankwesen. Als Fehlschlag muss dieses Buch, das manche erhellende Einsicht präsentiert, durchaus nicht gelten. (Tim Harford: „Trial and Error“. Warum nur Niederlagen zum Erfolg führen. Aus dem Englischen von Anne Uhlmann. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2012. 427 S., geb., 19,95 €.) span

Literatur

Im Keller des geschlossenen Museums wird Kunst verkauft

Mit Witz und Ironie erzählt der Brite Patrick McGuinness in seinem Roman „Die Abschaffung des Zufalls“ von einem Glückssucher in Ceauşescus Rumänien.

Im ganzen Ostblock war kein Land so angerfüllt und ausgezehrt wie Rumänien, und die Verachtung der Mächtigen für ihr Volk war beispiellos. Beides erreichte seinen absurden und grausamen Höhepunkt im Bukarest des Jahres 1989, kurz vor Ceauşescus Sturz. Patrick McGuinness hätte keinen spannungsreicheren Schauplatz für seinen Roman finden können. Er heißt auf Deutsch „Die Abschaffung des Zufalls“, im englischen Original „The Last Hundred Days“, und erzählt von der apokalyptischen Rumänien-Reise eines gebildeten Engländer, die in bester britischer Manier zwischen lustvollem Abenteuer und Schauerromantik changiert. Wobei sich die äußerst anschauliche Beschreibung der rumänischen Politiker samt ihrer kriminellen Tricks beklemmend aktuell liest.

„Du bist nur ein Zuschauer! Du lässt dich treiben. Du machst alles mit“, wirft

Die Evolution würfelt immer und überall

Am Anfang die befruchtete Zelle und zuletzt die kulturelle Evolution: Enrico Coen findet zwar nicht die Lebensformel, hat aber ein lesenswertes Buch über Entwicklungsformen von Organismen geschrieben.



Was herauskommen soll, ist zwar klar, aber genau vorgespurt ist dabei doch gar nichts: ein auskeimendes Weizenkorn in mikroskopischer Nahsicht

Foto Eye of Science/Agentur Focus

Ogleich die Biologie die Physik als Leitwissenschaft weitgehend abgelöst hat, leiden die Lebenswissenschaften unter einem beharrlichen Minderwertigkeitskomplex: Sie haben eben keine allgemeingültigen Naturgesetze zu bieten. Es gab zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts Versuche, eine „allgemeine Biologie“ zu formulieren und in der Nachkriegszeit trat die Biologische Kybernetik mit dem Anspruch auf, Steuerung und Selbstregulation von Systemen zum leitenden Deutungsrahmen zu machen. Die Molekularbiologie und die Theorie des egoistischen Gens versprachen schließlich mit einem radikalen Reduktionismus, die Wissenschaftlichkeit der Biologie zu garantieren. All diese ehrgeizigen Versuche scheitern letztendlich an der Geschichtlichkeit des Lebens: Lebende Systeme sind in einem unheimlich komplexen historischen Zusammenspiel von Zufall und Notwendigkeit zusammengesetzte Erscheinungen, die sich einer Unterwerfung unter eine biologische „theory of everything“ bisher erfolgreich widersetzt haben.

Trotz dieser illustren, aber gescheiterten Vorläufer macht der britische Entwicklungsbiologe Enrico Coen einen neuen Versuch, eine solche allgemeine Theorie des Lebens zu entwerfen. Coen erkennt sieben Prinzipien – Variation, Beständigkeit, Verstärkung, Wettbewerb, Wiederholung, Kooperation und Vielfalt –, die Wandel auf sämtlichen Organisationsebenen des Lebens vorantreiben. Die ersten vier Prinzipien bilden die von Charles Darwin und Alfred Russel Wallace formulierte Grundlage der Evolu-

tion durch natürliche Auslese. Coen betont aber auch – wie schon andere vor ihm –, dass Wettbewerb allein nicht reicht, um evolutionären Wandel zu verstehen. Der Zusammenschluss von Genen zu Chromosomen, von Zellen zu Organismen und von Organismen zu Gesellschaften kann nur als kooperativer Prozess verstanden werden. Mit Wiederholung (Rekurrenz) beschreibt Coen das Phänomen, dass Anpassungen meist nur relativ sind und daher die Evolution nie eine Pause einlegen oder gar einen Abschluss finden kann. Der Kontext, in dem evolutionärer Wandel stattfindet, ändert sich ständig. Mit Vielfalt meint der Autor, dass der Raum der Möglichkeiten – ob nun genetisch oder kulturell – so groß ist, dass die Evolution nahezu unendlich viele Richtungen einschlagen kann. Coens „Formel des Lebens“ beschreibt nun das vielschichtige Wechselspiel dieser sieben Prinzipien.

Coen macht sich an eine ausführlich Beschreibung, wie mit seiner Formel des Lebens die Entwicklung der befruchteten Eizelle zum ausgewachsenen Organismus, das individuelle Lernen und sogar die kulturelle Evolution zu fassen ist. Auf sicherem Grund bewegt sich Coen in seiner Heimatdisziplin, der evolutionären Entwicklungsbiologie. Er beschreibt fachkundig und gekonnt die Vielzahl der Prozesse, die die Individualentwicklung beeinflussen und steuern. Dabei zeigt er sich auch gegen die Gefahr gefeit, Genen zu viel Macht in diesen Prozessen einzuräumen. Gene sind neben physiko-chemischen Prozessen nur eine Ressource, die im sich entwickelnden Embryo wirksam

sind. Das Zusammenspiel von genetischen und anderen Prozessen illustriert hervorragend das Prinzip der Vielfalt in der Individualentwicklung.

Ebenso gewandt und überzeugend beschreibt Coen das individuelle Lernen. Aber nur knapp und unzureichend analysiert Coen die kulturelle Evolution. So bleibt offen, ob der Begriff Evolution überhaupt geeignet ist, kulturellen Wandel zu

Enrico Coen: „Die Formel des Lebens“. Von der Zelle zur Zivilisation.

Aus dem Englischen von Elsbeth Ranke. Hanser Verlag, München 2012. 383 S., geb., 24,90 €.

beschreiben. Es wäre hilfreich gewesen, die denkbaren Verbindungen zwischen biologischem und kulturellem Wandel kritischer zu betrachten. Gerade Coens eigene Disziplin, die Entwicklungsbiologie, bietet Möglichkeiten, gängige Modelle der kulturellen Evolution zu kritisieren und neue Ideen zu entwickeln. So hat die evolutionäre Entwicklungsbiologie beispielsweise endlich eine befriedigende Antwort auf die Frage gefunden, was eigentlich die voneinander unabhängigen evolutionen Entwicklungslinien folgenden Merkmale eines Organismus auszeichnet.

Nahezu alle Theorien der kulturellen Evolution stellen sich nicht ernstlich der

Frage, was eigentlich die entsprechenden „Merkmale“ des kulturellen Wandels sind. Meme waren einst eine populäre Antwort, sie werden allerdings nur noch in der Popwissenschaft ernst genommen. Die beiden Philosophen James Griesemer und William Wimsatt haben erste wichtige Schritte unternommen, neue Konzepte für die Analyse kultureller Evolution zu entwerfen – Konzepte, die individuelles Lernen in seiner sozialen Einbettung berücksichtigen und auch erlauben, die Einheiten kultureller Evolution besser zu bestimmen. Allem Anschein nach kennt Coen weder diese noch andere wichtige Arbeiten auf diesem Terrain.

Gelingt es Coen also, eine allgemeine Theorie evolutionären Wandels zu entwickeln? Hier sind ernsthafte Zweifel angebracht, denn die Theorie bleibt zu sehr an der Oberfläche. Coen bietet eine Gruppe von Modellen an, die sich mit seinen sieben Prinzipien des Wandels auf einer rein formalen Ebene analog beschreiben lassen. Doch dies gesteht noch nicht, von einer allgemeingültigen Theorie zu reden. Die Behauptung, partielle Differentialgleichungen seien die Theorie der Diffusion von Molekülen, der Wärmeleitung und der räumlichen Ausbreitung von Populationen, würde zu Recht als bestenfalls eigensinnig beurteilt werden. Als heuristisches Werkzeug hingegen, das Denken in neue Bahnen lenken kann, ist Coens Buch mit seinen leidenschaftlich formulierten Ideen und präzise beschriebenen Entwicklungsphänomenen durchaus lesenswert. THOMAS WEBER



Blick zurück auf Occupy

War am Ende alles nur eine Idee von Bankern? Eine harmloser Spaß mit bunten Masken und Zelten, der härterer Kritik den Wind aus den Segeln nahm? So wie Unternehmen bei der öffentlichen Selbstdarstellung manchmal heimlich Schauspieler anstelle von Mitarbeitern auf die Bühne schicken, um ihr Image aufzuhübschen? Wickelte die Vereinnahmungskunst des Kapitalismus letztlich auch Occupy ein? Man kann auf diesen Gedanken kommen, wenn man die kluge Analyse der Kulturwissenschaftler Peter Mörtenböck und Helge Mooshammer liest („Occupy“. Räume des Protests. Transcript Verlag, Bielefeld 2012. 200 S., br., 18,80 €.). Denn der Glaube, einen Raum besetzen zu können, der ganz außerhalb der bekämpften Ordnung stünde, wurde herb enttäuscht. Stattdessen nahm die Bewegung die Widersprüche des Gegners in sich auf und scheiterte daran. Schon ihre Tweets verschickte sie von Telefonen, die asiatische Fronarbeiter verlötet hatten.

Am Anfang von Occupy stand die Besetzung von Privatgelände. Der fast genau vor einem Jahr geräumte Zuccotti Park in New York, in seiner unwirtschaftlichen Architektur anderen Finanzvierteln nicht unähnlich, gab einen ersten Hinweis auf den ungreifbaren Gegner. Das Zeltlager war ein nötiges symbolisches Gegengewicht. Doch wo immer man sich niederließ, musste man gehen. Eine besonders unglückliche Figur machte die Londoner St. Pauls Kathedrale, die Einnahmeverluste vorschob, um die erst willkommenen Okkupanten vom Vorplatz zu vertreiben. Die Bewegung fand wohlwollende Duldung, aber keine festen Alliierten, vor allem bekam sie den Gegner nicht ins Visier. Es waren schließlich politische Kräfte, die den Protest teils mit übertriebener Härte ortlos machten. Hinterher wurden die Vorschriften auf den ehemals besetzten Flächen verschärft.

In der Kooperation mit öffentlichen Stellen verlagerte sich der Protest ins Kleinteilige. Die Lagerverwaltung absorbierte die Energien und die Idee, der Finanzwelt ein alternatives Sozialmodell zu bieten, das frei von ihren entstellten Zügen sei, trat zurück. Mit der Aufnahme der Obdachlosen mussten die Lager aber auch schon einen Teil der Krisenschuld auf sich nehmen, für den andere zuständig gewesen wären. Die Zweckentfremdung des Protests lieferte das Argument für sein Ende. Auch das hochgesteckte Ziel, die Rechte der marginalisierten 99 Prozent zu vertreten, trug zur Verwässerung der Motive zwischen revolutionärem Anarchismus, ökonomischer Teilhabe und Aussteigeridyll bei.

Die Bilanz ist nüchtern. Keines der Probleme wurde gelöst. Die Regierungen blieben auf der Seite der Banken. Die Entflechtung der Finanz von der Politik blieb aus. Jetzt schwebt sie herum, die Idee, die im Unterschied zu Lagern nicht geräumt werden kann, und sucht neue Fixpunkte, tritt einen Rückzug ins Innerliche an und wird auf den bescheidenen, aber nicht unerheblichen Erfolg zurückgestuft, alternativen Zielen und Lebensformen eine Sichtbarkeit und Praxis gegeben zu haben, an die künftige Initiativen anknüpfen können. Die Erkenntnis des Aufstiegs und Falls von Occupy: Jeder Raum ist schon von ziemlich vielen Ansprüchen besetzt. THOMAS THIEL

Lebens, das die Diktatur so gnadenlos zu ersticken versucht. Auch Leo, die schillerndste Figur des Romans, ist Schwarzhändler und ein genialer Trickster, der durch alle Netzwerke schwirrt: Er macht Geschäfte mit Ministern, Securitate-Offizieren und Chefkellnern, ist befreundet mit Diplomaten und Dissidenten, mit Fluchthelfern, Rockmusikern und humanitären Netzwerknern.



Patrick McGuinness: „Die Abschaffung des Zufalls“. Roman.

Aus dem Englischen von Henning Ahrens. Zsolnay Verlag, Wien 2012. 445 S., geb., 21,90 €.

Er schleppt den Erzähler mit zu seinen legendären und gespenstischen Verkaufspartys im Keller des Naturkundemuseums, wo er Antiquitäten aus Abrisshäusern an die Parteibonzen verkauft, deren Ämter den Abriss organisiert haben, und er führt den Erzähler durch das nächtliche Bukarest, eine labyrinthische Stadt voller versteckter, ober- und unterir-

discher Plätze, auf denen getanz und geliebt wird. Ungläubig staunend wandert er durch diese – großartig geschilderte – Traumwelt, in der die käuflichen Mädchen, die, mit dem Rücken an Häuserwände gelehnt, auf dem Boden sitzen, wirken „wie Marionetten, die man am Rand eines Puppentheaters deponiert hatte“.

Leo, der die Dinge entweder überträgt oder herunterspielt, zuerst seine eigenen Interessen im Blick hat und sich doch in Notsituationen leidenschaftlich für seine Freunde einsetzt, steuert das Tempo des Romans und verkörpert dessen erzählerisches Prinzip. Leichttätig und überzeugend schildert der 1968 geborene Patrick McGuinness, der in Oxford Professor für Komparatistik ist und mehrere Gedichtbände veröffentlicht hat, in seinem ersten Roman einen Unterdrückungsapparat, der jeden Zufall ausschalten will.

Es entsteht ein groteskes Vexierspiel: Nichts ist so, wie es scheint, alle Personen erweisen sich als ihr Gegenteil, und sogar der Hund des Staatschefs hat einen Doppelgänger mit eigener Wagenkolonne. Gleichzeitig ist Leo, der Professor, ein akribischer Chronist, der mit alten Stadtplänen unterwegs ist, um die Zerstörung historischer Kirchen, Klöster und Villen zu dokumentieren. Doch immer

wieder findet er sich an geisterhaften Kreuzungen wieder, an denen Raum und Zeit durchlässig werden und sich die Vergangenheit wie ein Bergwerk öffnet.

Auch als Hommage an eine elegante und originelle Stadt, von deren Schönheit nur noch Bruchstücke übrig sind, lässt sich dieser Abenteuerroman lesen, der leider von Henning Ahrens flüchtig übersetzt wurde. So hausen die Menschen in „Wohnblöcken“ statt in Wohnblocks und trinken Johnny Walker „epischen Ausmaßes“. Ärgerlich auch, dass die meisten rumänischen Namen falsch geschrieben sind – das legendäre Luxusrestaurant, in dem die beiden Engländer Stammgäste sind, heißt natürlich Capsa und nicht Capsia, das ebenso berühmte Hotel Athénée Palace und nicht Athénée-Palast (mitunter noch mit dem Athéneum, der Philharmonie gleichgesetzt). Auch falsche historische Daten finden sich, und manche Dialoge, etwa über die Freiheit, wirken fahrig und in sich unlogisch.

Amüsant und stimmig ist hingegen die Geschichte von Trofim erzählt (der ein reales Vorbild hat), dem alten Stalinisten und in Ungnade gefallenen Parteikader, dessen geheimer Sekretär der Erzähler wird, um ihm bei der Abfassung seiner zweiten, unzensurierten Memoiren zu helfen. Beide Fassungen werden am

gleichen Tag präsentiert, die eine in Bukarest, die andere in Paris. Unter den Augen von Inesco, Cioran und Eliade wird ein absurdes Theaterstück aufgeführt: In Paris stellt man das Buch eines abwesenden Autors vor, in Bukarest präsentiert der anwesende Autor ein Buch, das er nicht geschrieben hat.

Der namenlose Erzähler, der durch diese rätselhafte Welt stolpert, erlebt im gewaltbereiten, kurz vor der Explosion stehenden Bukarest die lächerliche Seite der Macht: ihren Dilettantismus, ihre dumme Arroganz und vor allem die Farce ihrer Gigantomanie. Die riesigen Prachtboulevards sind gesäumt von hohlen Fassaden, und auf halbfertigen Treppen, für deren Marmor sogar die Friedhöfe geplündert wurden, tummeln sich Heere von Ratten. Das sind eindringliche Bilder, nur bleibt der Erzähler, der in Bukarest seinem früheren Leben entfliehen wollte, genau wie Leo eine unbestimmte Figur ohne erkennbaren Kern. Zwar lässt er sich auf alle Abenteuer ein, wird bespitzelt, verprügelt, von seinem Chef korruptiert und von seinen Freunden als Fluchthelfer eingespant. Doch wie sein Seelenfreund, der Wanderer zwischen den Welten, wirkt er vor allem verliebt in den Nervenkitzel. NICOLE HENNEBERG